

Die Toten im Graben

Im Mai 1945 wurden in einer niederösterreichischen Gemeinde 223 jüdische Zwangsarbeiter Opfer eines Massenmords. Der Zeitgeschichteroman „223 oder Das Faustpfand“ erinnert an das seit Jahrzehnten verdrängte Massaker. Die Mörder sind bis heute unbekannt.

VON WOLFGANG PATERNO

Schweigen. Eisernes Schweigen. Tot-schweigen. Die Sprachlosigkeit kennt nicht nur in Persenbeug viele Facetten. In der niederösterreichischen Stadt, eine gute halbe Stunde Autofahrt von St. Pölten entfernt, gleich beim Betonriegel des Donaukraftwerks, erinnert man sich nicht gern an die Ereignisse vom Mai 1945. Damals standen hier ein paar Roten von mit Stroh bedeckten Bauernhöfen, mittlerweile ist die Sicht auf die sanften Kuppen der Gegend von einem Häusermeer in Pastelltönen verstellt. „S'Mariandl“ nennt sich das Wirtshaus im Ortszentrum, der Gasthof „Goldener Ochse“ markiert die Ortsgrenze. Es herrscht Idylle, das Leben in der 2300-Einwohner-Stadt, die mit den angrenzenden Weilern Gottsdorf und Hofamt Priel eine lose Einheit bildet, nimmt seinen gewohnten Gang.

Der Fluchtpunkt der Erinnerung liegt unweit vom Persenbeuger Zentrum, auf dem Gebiet von Hofamt Priel, in einer Senke 200 Meter östlich jenes Hauses, in dem einst der Bauer Karl Brandstetter wohnte. In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1945 wurden hier mehr als 60 ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter von einer Einheit der Waffen-SS ermordet, als in Wien bereits eine provisorische Regierung von den Besatzungsmächten eingesetzt worden war. In Gehweite zum Brandstetter-Hof tobten die uniformierten Totschläger in dieser Nacht an drei weiteren Orten. Insgesamt 223 jüdische Deportierte – Männer, Frauen, Kinder – fielen den Maschinengewehr-

salven zum Opfer. Im Graben beim Brandstetter-Haus steht seit 1993 ein nach langen lokalpolitischen Querelen errichteter, von einem Wiener Arzt privat finanzierter Gedenkstein für die Ermordeten. Die weiteren Orte des Massenmords können nicht mehr lokalisiert werden, inzwischen sind schmucke Einfamilienhäuser buchstäblich über die Sache gewachsen.

Dem St. Pöltner Autor Manfred Wieninger, 48, lässt das Drama von Hofamt Priel dagegen keine Ruhe. Seit Kindertagen ist ihm das von Steinsockeln eingefasste Schotterfeld nebst Mahntafel auf dem jüdischen Friedhof von Niederösterreichs Hauptstadt bekannt. „Hier ruhen die sterblichen Überreste von 223 israelitischen Märtyrern des Jahres 1945“, so lautet die Inschrift auf dem Gedenkstein. 2005 fragte er bei der Friedhofsverwaltung nach, wer denn hier begraben liege – und erhielt achselzuckend nur die Antwort: „Keine Ahnung.“

Inzwischen hat Wieninger, ein massig wirkender Mann mit starkem Verlangen nach Nikotin, die Geschichte der St. Pöltner Begräbnisstätte, die mit den historischen Vorkommnissen in Persenbeug in engem Zusammenhang steht, rekonstruiert. 1945 wurden die Opfer des Massakers in einem 66 Meter langen Reihengrab unweit der Tatorte in einem nah gelegenen Acker eilig bestattet. Mitte der sechziger Jahre widmete die Gemeinde den nach den Gesetzen des Judentums unantastbaren Beisetzungsort in Bauland um, der Besitzer des Felds verlangte die Räumung und unterbreitete der Israelitischen Kultusgemeinde Wien (IKG) ein überteuertes Kaufangebot – 55.130 Schilling inklusive einer Entschädigung für 17 Jahre Ernteausfall. 1964, im Rahmen der Exhumierung und Umbettung der Leichen auf den jüdischen Friedhof in St. Pölten (die Kosten trug allein die IKG, einzig die Stempelgebühren wurden erlassen), versprach der damalige Bürgermeister der Stadt, Grab

und Mahntafel in Ehren halten zu wollen. Seit mehr als vier Jahrzehnten dämmert die letzte Ruhestätte der Toten von Hofamt Priel vor sich hin, auf der Überblickstafel am Eingang zu St. Pöltens größtem Totenfeld ist die jüdische Abteilung nicht verzeichnet.

Die gesammelten Ergebnisse von Wieningers jahrelanger Recherche in den Untiefen der Zeit liegen nun als Buch vor: „223 oder Das Faustpfand“ ist die vom Autor als Roman klassifizierte Chronologie der tragischen Ereignisse überschrieben. „Ich fühlte mich geradezu gedrängt, dieses Buch zu publizieren“, erinnert sich der Autor, der bereits auf eine Reihe eigener Krimis verweisen kann, an die Entstehung seines ersten Romans. „Es handelte sich dabei um nicht weniger als einen zwanghaften Prozess, als ob mir die Toten im Nacken gesessen seien.“

Als eine Art Literaturmahnmahl, das die Erinnerung an die Ereignisse vor mehr als sechs Jahrzehnten zu bewahren versucht, ehe sie endgültig verblasst, kommt „223“ besondere Relevanz zu; als Roman kann die literarische Rückschau auf die NS-Vergangenheit des Landes allerdings nicht ganz überzeugen (siehe Kritik). Sein Vorgehen verteidigt der Autor so: „Nach dem Wegsterben der letzten Zeitzeugen, das längst erfolgt ist, ist es meines Erachtens zulässig, einen historischen Roman auch über ein Ereignis des Jahres 1945 zu schreiben.“

Wieningers Buch orientiert sich an den historisch belegten Fakten, an einer Geschichte, die viel von Rassenwahn und Verrohung, Duckmäusertum und Kadavergehorsam erzählt. Es ist eine Geschichte, die seit Jahrzehnten verdrängt und vergessen wird. Der Fall Hofamt Priel lässt sich nun mithilfe von Wieningers literarischen Nachforschungen und Aktenstößen, die in zwei Archiven in Wien lagern, annähernd lückenlos nachvollziehen. Die Tagebücher, Zeugenberichte und Vernehmungsprotokolle sprechen eine deutliche Sprache.

Am 25. April 1945 richtete die ortsanässige Gendarmerie in drei leer stehenden Baracken unweit von Schloss Persenbeug ein so genanntes „Judenauflager“ ein. Noch am selben Tag wurden 125 ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter, erschöpft und malträtiert an Leib und Seele, in den Ver schlagen untergebracht. Zeugenaussagen belegen, dass sich der Vizekommandant der ansässigen Landpolizei für die Deportierten einsetzte: Franz Winkler, der in der Tra- ▶

„Angenommen, die Täter waren zur Tatzeit 20 Jahre alt – dann könnte der eine oder andere von ihnen durchaus noch am Leben sein“ Manfred Wieninger



ERINNERUNGORT
Grabstätte und Mahnmal für die Opfer des Massakers
von Hofamt Priel am St. Pöltener Hauptfriedhof



TATORT HOFAMT PRIEL
Gedenkstein für die 223 ermordeten
Zwangsarbeiter, Autor Wieninger

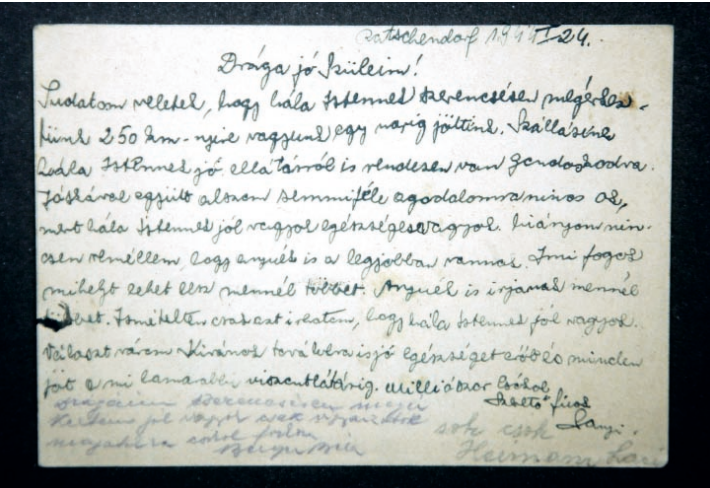


MANFRED WIENINGER

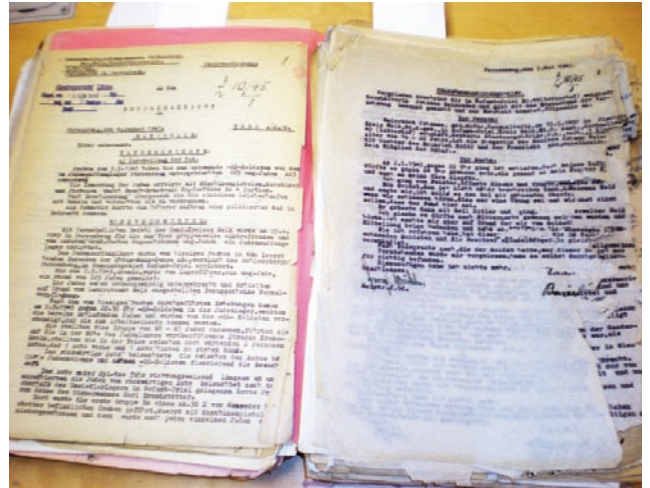
BEWEISSICHERUNG
Bilder des ehemaligen, 1964 aufgelassenen
Massengrabs in Hofamt Priel

TATGESCHICHTE
Im August 1945 eingebrachte Anzeige:
„Höherer Auftrag oder politischer Hass“

MANFRED WENNINGER/IZ



FUNDSTÜCK AUS DER GRUBE
Postkarte von Sandor G.: „Euer liebender Sohn“



„Ich sah den Vater mit seinem Kinde, einen 14-jährigen Sohn, die Mutter mit ihrer Tochter, Gebrechliche, Kranke, welche auf einer Tragbahre getragen wurden“ Klemens Markus



BELEGE DES GRAUENS
Zwei der drei erhaltenen Fotos der Massentötungen, Hofamt Priel 1945



KLEMEVS MARCUS/IZ

gödie von Hofamt Priel eine wichtige Rolle spielen wird, bemühte sich um Essen und Unterbringung. Pro Person wurden fünf Dekagramm Marmelade ausgegeben, über 200 Menschen mussten sich zehn Kilo Brot teilen.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1945 erschienen gegen 22.30 Uhr bis zu zehn Angehörige einer Einheit der Waffen-SS im Lager. Die Insassen wurden geweckt, aufgeteilt und in einzelnen Gruppen aus der Strafkolonie geführt, die leicht ansteigende Straße dem Brandstetter-Gehöft entgegen. Ein Augenzeuge stieß auf dem Heimweg von einer Kartenpartie gegen 23.30 Uhr auf eine der Marschkolonnen. „Leute mit Bündeln auf dem Rücken“, so der Beobachter, seien ihm entgegengeströmt, sich langsam zwischen zwei schwarzen Pkws fortbewegend, flankiert von Soldaten. Gesichert scheint zu sein, dass die SS-Clique auf die Unterstützung lokaler Helfer zählen konnte. Im schroffen Dialekt der Region wurde der späte Spaziergänger aufgefordert, sich schleunigst zu entfernen.

Mitglieder des Mordkommandos waren zuvor von Haus zu Haus gegangen und hatten den Anrainern mitgeteilt, dass die SS nachts eine Übung abhalte. Als die Schüsse durch die Nacht hallten, kümmerte sich im Dorf niemand darum. Ein Anrainner wurde dennoch vom Lärm angelockt. „Ich stand von dem Ort, wo die Juden erschossen wurden, circa 20 bis 30 Meter entfernt“, hält das Protokoll fest. „Die Personen wurden zuerst mit einer Maschinenpistole und dann mit Pistolen und Karabiner erschossen.“ Wer die Mörder waren, will auch dieser Zeuge nicht gesehen haben. Die Feststellung, dass die Soldaten aufgrund des starken Regens über ihren Uniformen Zeltbahnen trugen, taucht in mehreren Niederschriften auf.

Nach den Erschießungen übergossen die Täter ihre Opfer mit Benzin und setzten sie in Brand. Darauf begab sich die Truppe zu den Baracken beim Donauufer und ermordete jene 26 Insassen, die nicht mehr gehfähig gewesen waren. „In den Betten sitzend und liegend erschossen“, so ein Tatzeuge, habe man die Alten und Kinder am nächsten Morgen vorgefunden.

In die Gegend um Persenbeug kehrte in dieser Mainacht erst um vier Uhr Früh wieder Ruhe ein. Wie durch ein Wunder überlebten neun Kriegsgefangene das Massaker von Hofamt Priel.

Am Morgen des 3. Mai begab sich der zufällig anwesende Fotograf Klemens Markus zu den Massengräbern und Baracken.

„Ich sah den Vater mit seinem Kinde, einen 14-jährigen Sohn, die Mutter mit ihrer Tochter, Gebrechliche, Kranke, welche auf einer Tragbahre getragen wurden“, schrieb er unter dem Eindruck des Gesehenen in einem Gedächtnisprotokoll nieder. Laut eigenen Angaben machte der Fotograf am Tag nach dem Massenmord 26 Aufnahmen, und Revierinspektor Franz Winkler nahm zeitgleich Erhebungen gegen unbekannte Täter auf – wohl eines der frühesten NS-Ermittlungsverfahren in der Geschichte der Zweiten Republik, eingeleitet von einem Beamten des Regimes gegen Mitglieder der Waffen-SS. Als Tatmotiv führte Winkler an: „Höherer Auftrag oder politischer Hass.“ Als Verdächtige nannte er Mitglieder des SS-Kommandos Gutenbrunn. In seiner Anzeige für das Amtsgericht Ybbs vom 13. August 1945, Aktenzeichen 10/45, notierte der Gendarm, der die sechs Überlebenden des Gemetzels als eine Art Faustpfand für das eigene Weiterleben nach der Stunde null betrachtete: „Bei der am 3. Mai 1945 um 8 Uhr durchgeführten Tatbestandsaufnahme wurden die in der Rotte Priel ermordeten drei Gruppen Juden teils nebeneinander, teils auf Haufen liegend vorgefunden. Einzelne Leichenhaufen sowie auch einzeln liegende Leichen brannten noch.“ Winkler unternahm 1948 und 1961, angeregt durch den Eichmann-Prozess in Jerusalem, neuerliche Anläufe, mögliche Delinquenten durch konkrete Namensnennung zur Anzeige zu bringen. 1963 stellte die Justiz die Suche nach den Mitgliedern der Waffen-SS und ihren möglichen lokalen Unterstützern ein.

„Angenommen, die Täter waren zur Tatzeit 20 Jahre alt – dann könnte der eine oder andere von ihnen durchaus noch am Leben sein“, mutmaßt Manfred Wieninger. Sein Buch „223“ stellt einen letzten Versuch dar, Aufklärung in ein nach wie vor ungesühntes Verbrechen zu bringen. Das große Verdrängen seit 1945 war erfolgreich: Die Personalakten von Franz Winkler wurden bereits vor Jahren skartiert, es existiert kein einziges Foto des 1967 verstorbenen Beamten. „In anderen Ländern würde man einem wie Winkler ein Denkmal errichten“, exemplifiziert Wieninger

Wahrheitstraum

Manfred Wieningers Roman eines Massenmords.

Mit seinem in enger Zusammenarbeit mit der Todesmarsch-Expertin Eleonore Lappin-Eppel entstandenen Buch „223 oder Das Faustpfand“ möchte Manfred Wieninger nicht polarisieren. Er will aufklären und aufmerksam machen: „Die Ereignisse in Hofamt Priel fanden 18 Jahre vor meiner Geburt statt. Ich traue mir also zu, einen Zipfel der Wahrheit zu erschassen.“ Wieninger wählt für sein Erzählen deshalb eine Methode, die man als Faktenfiktion bezeichnen könnte: Als narratives Gerüst dient dem Autor die Chronologie der Ereignisse in Persenbeug und Hofamt Priel anno 1945, inklusive zahlloser Zitate aus Verhörprotokollen, Tagebüchern und Tatortbeschreibungen. Orientiert sich Wieninger an den überlieferten Zeugnissen, gelingt dem Autor eine detaillierte Tatbestandsaufnahme. Bisweilen jedoch übernimmt der gelernte Kriminalautor mit einem Hang zu plastischer Darstellung die Regie: Schweiß auf der Oberlippe soll Spannung anzeigen. Lässt Wieninger seinen „Helden“ Winkler dann auch noch träumen, verflacht das Drama in Hofamt Priel zum bloßen Romansujet.



Manfred Wieninger: 223 oder Das Faustpfand. Residenz, 236 S., EUR 21,90

am Schicksal des Landpolizisten Winkler den hierzulande wenig ausgeprägten Willen zur kritischen Erinnerung. Die bereits Mitte der 1950er-Jahre beim zuständigen Gericht deponierten Originalaufnahmen der Toten in der Grube gelten ebenfalls als verschollen. In einem 2000 erschienenen Bildbändchen, das Persenbeug in alten Ansichten präsentierte, fanden sich unvermutet drei Reproduktionen der Aufnahmen von Klemens Markus, von dem gleichfalls nur vage Lebensdaten überliefert sind. Trotz wiederholter Nachfrage konnte sich der Herausgeber des Albums nicht erinnern, an wen er die zuvor geborgten Bilddokumente zurückgegeben hatte. In einem aus den Mulden geborgenen Tagebuch ist unter dem Datum des 20. April 1945 zu lesen: „Unser Ziel ist Linz.“ So umschreibt darin der Viertklässler György Stroch den Todesmarsch Richtung Mauthausen. „Ohne Essen, frierend, hungrig.“ Zehn Tage später notiert er: „Wir sind stehen geblieben zwischen Krems und Linz in Persenbeug. Hier wurde ein Lager errichtet. Nur Essen wäre genug.“ Bis heute sind nicht alle Opfer der Bluttat von Hofamt Priel identifiziert. ■